

Antoine Wilson
Von Mund zu Mund

Aus dem Amerikanischen
von Eva Regul

UNLEKTORIERTE, UNKORRIGIERTE LESEPROBE
NUR FÜR DEN INTERNEN GEBRAUCH
Stand 14.11.2022

Für Chrissy

Ich wartete an meinem Gate am New Yorker Flughafen JFK, allein, übermüdet vom Nachtflug aus Los Angeles, und sinnierte über den Anblick, der sich mir kurz nach dem Start, kurz vor dem Einschlafen in der abendlichen Dunkelheit geboten hatte, ein Anblick, den ich aus einem Flugzeug noch nie zuvor gesehen hatte.

Ich saß auf der linken Seite am Fenster, und wir waren, Zufall oder Schicksal, in Richtung Süden übers Meer geflogen, sodass sich mir ein weiter Blick auf die nächtliche Stadt bot: die goldgelben Lichtpunkte der Wohnviertel, die rot-weißen Girlanden der Highways und mysteriöse schwarze Lücken von Wasserläufen und Parks. Plötzlich ein kleiner Lichtblitz, aber nicht am Boden, sondern in der Luft. Dann noch einer, gefolgt von Strahlen in alle Richtungen, wie eine Blüte, die sich im Zeitraffer öffnet. Ein Feuerwerk. Ich betrachtete die vielen kleinen Explosionen, bis das Flugzeug durch die Wolkendecke stieß.

Dabei war es gar kein Feiertag.

Während ich noch darüber nachdachte, wie man einen Anblick, der einen am Boden so vollkommen fesselte, aus einer anderen Perspektive nur als winzigen Lichtpunkt auf riesigem Raum wahrnahm, hörte ich aus dem Lautsprecher einen Namen.

»Jeff Cook«, sagte die Stimme. »Bitte begeben sie sich zum Schalter von Flugsteig 11.«

Ein Allerweltsname, aber ich horchte dennoch auf. Ich hatte mal einen Jeff Cook gekannt, an der UCLA, vor fast zwanzig Jahren. Ich hob den Kopf und sah einen gutaussehenden Mann Mitte vierzig mit großen Schritten auf

den Schalter zugehen. Er trug einen eleganten blauen Anzug, keine Krawatte, eine Brille mit transparenter Fassung. Teure Lederslipper. Er nannte der Frau am Schalter seinen Namen und schob ihr seine Bordkarte und seinen Ausweis hin. Während sie auf der Computertastatur herumhackte, lehnte er sich leicht auf den Griff seines schicken Hartschalen-Rollkofferchens.

Von meinem Platz in der Nähe des Schalters konnte ich diesen Jeff Cook im Profil betrachten. Ich war schon fast sicher, dass es nicht der Jeff Cook von früher war, und wollte mich gerade abwenden, als er den Kopf in meine Richtung drehte. Diese hohen, breiten Wangenknochen und diesen durchdringenden Blick kannte ich.

Er war es tatsächlich. Allerdings hatte Jeff früher beeindruckend langes, wallendes dunkles Haar gehabt, nicht so einen kurz geschorenen, grau melierten Schopf wie jetzt. Außerdem war er dicker geworden, kompakter, wie so viele von uns, deren Figur sich nach dem College, als wir dachten, wir wären längst fertige Männer, noch einmal stark veränderte.

Damals waren Jeff und ich nicht unbedingt eng befreundet gewesen, eigentlich kannten wir uns nur flüchtig, aber obwohl er in meiner Vergangenheit nicht mehr als eine Nebenrolle gespielt hatte, erinnerte ich mich sehr deutlich an ihn.

Im ersten Jahr an der Uni war er einfach ein Kommilitone, der mir aus irgendeinem Grund aufgefallen war, und es ergab sich eine Reihe von Begegnungen, wenn man es denn überhaupt so nennen konnte, an der Uni und anderswo. Mit seiner wallenden Mähne und seinen markanten Zügen war er kaum zu übersehen, eine Art Vintage-Style-Adonis, der das lässige Selbstvertrauen eines Studenten im höheren Semester

ausstrahlte. Man kann nicht mal behaupten, dass unsere Wege sich kreuzten, er tauchte nur hin und wieder auf, saß am Ecktisch in einem Café, schlenderte bei einer Demo gegen den Ersten Golfkrieg umher oder stand – vollkommen überraschend – im Schein meiner Rücklichter, als ich eines Abends bei einem Freund aus der Einfahrt zurücksetzte. Jedes Mal, wenn ich diesen Mystery Man erblickte, bekam ich eine Gänsehaut, als wäre er ein Schutzengel, der mich stets im Auge behielt, und dann packte mich plötzlich die Angst, ich könnte ihn vielleicht nie wiedersehen.

Gegen Ende jenes ersten Jahres ging ich mit einem Freund Gras kaufen. Er kannte einen Kiffer, der sich ein bisschen mehr besorgt hatte, um seine Kumpels auf den Geschmack zu bringen und nebenbei etwas Kohle zu machen. Wir fuhren zu einer hässlichen Mietskaserne in der Gayley Avenue. Durch die verdreckte Sicherheitsschleuse am Eingang gelangten wir zu einem nach ranzigem Hydrauliköl stinkenden Fahrstuhl. Im Obergeschoss empfing uns ein kahler, nüchterner Flur, aber die Wohnung selbst besaß eine sehr eigene, höhlenartige Atmosphäre, die Fenster waren mit Bettlaken verhängt und die Wände geschmückt mit Postern einer Band, Marillion, von der ich noch nie etwas gehört hatte. Wie bestellt und nicht abgeholt standen wir im Wohnzimmer herum, während vor uns eine Reihe bekiffter Gestalten auf dem Sofa abhing und uns eher argwöhnisch als freundlich anglotzte. Ganz am Rand, genauso stoned wie alle anderen, saß mein langhaariger Schutzengel. Mein Freund bekam das Gras, und vielleicht damit das Ganze nicht so sehr wie ein Geschäftsbesuch wirkte, stellte sein Kumpel alle vor. So erfuhr ich den Namen des Mystery Man, einen Namen, der lange nicht so mysteriös war wie er selbst: Jeff.

Im zweiten Studienjahr tauchte er wieder auf, diesmal im Kurs »Kino und sozialer Wandel«. So sah ich ihn nun jeden Dienstag und Donnerstag in der Melnitz Hall, und je vertrauter mir sein Anblick wurde, desto mehr verblasste die Aura, die ihn umgab, bis er nur noch ein ganz gewöhnlicher Kommilitone war, der ebenfalls Film nur im Nebenfach hatte und bei den Diskussionen im Seminar genauso ahnungslos war wie ich. Ich fand diese Veränderung bemerkenswert. In den folgenden Jahren musste ich immer daran zurückdenken, wenn ich mit irgendwelchen Promis zu tun hatte, deren VIP-Status mich völlig grundlos, aber doch nachhaltig in Aufregung versetzte.

Die Frau am Schalter beugte sich hinunter und zog etwas aus dem Drucker. Dann reichte sie Jeff seinen Ausweis und die Bordkarte zurück. Er dankte ihr und verließ den Schalter. Als er an mir vorbeiging, sagte ich seinen Namen.

Er sah mich fragend an. »Ja?«

»UCLA«, sagte ich.

Die Augenbrauen hinter der durchsichtigen Brille schnellten überrascht in die Höhe.

»Meine Güte«, sagte er. »Du hast dich überhaupt nicht verändert. Klar, zwanzig Jahre älter oder so, aber du weißt schon, was ich meine.«

Hatte er Mühe, mich einzuordnen? Ich wollte ihm schon meinen Namen nennen, aber er kam mir zuvor.

»Genau der«, sagte ich.

»Namen und Gesichter.« Er tippte sich an die Schläfe. »So was bleibt bei mir hängen.«

Oh Gott, dachte ich, er ist Vertriebler geworden.

Er streckte mir die Hand entgegen.

»Das Filmseminar«, sagte er. »Ich erinnere mich. Das

einziges, das ich je belegt habe.«

»Geht mir genauso.«

»Ich wäre fast durchgefallen. Bin im Dunkeln immer eingeschlafen. Die ganze Veranstaltung hat sich angefühlt wie ein Traum.«

»Du hast nicht viel verpasst«, sagte ich. Das stimmte zwar nicht, aber es war eben Small Talk.

Er lächelte und musterte mich einen Moment lang. »Hey, willst du nicht mit in die First Class Lounge kommen? Ich habe einen zweiten Pass.«

»Und der Flug?«

Er zeigte auf das Display über dem Gate. Unser Flug hatte Verspätung.

Ich saß sowieso schon seit Stunden am Flughafen, da ich das billigste Last-minute-Ticket gekauft hatte, das ich kriegen konnte – Nachtflug von L.A., Zwischenstopp in New York, Flug nach Frankfurt und eine vierstündige Zugfahrt nach Berlin – und die Vorstellung einer First Class Lounge war so verlockend, dass ich Jeff am liebsten auf der Stelle um den Hals gefallen wäre.

Ich folgte ihm durchs Terminal, und angesichts seines nagelneu aussehenden Rollkoffers und seiner Aktentasche aus weichem Leder wünschte ich, ich hätte etwas Erwachseneres mitgenommen als meinen altersschwachen Rucksack. Das Terminal war nicht brechend voll, aber doch belebt genug, dass wir hintereinander besser vorankamen als nebeneinander. Jeffs Haare waren im Nacken über dem Kragen sauber und gerade geschnitten. Alles an ihm wirkte gepflegt und stilvoll. Im College hatte ich ihn nie in besonders ordentlicher Kleidung gesehen, immer nur in zerrissenen Jeans und ausgeleierte T-Shirts, die er auf links trug,

damit man den Aufdruck nicht lesen konnte. Ich hatte nie kapiert, ob das ein modisches Statement oder eine Verlegenheitslösung war.

Als ich ihm und dem rhythmischen Klackern seiner Kofferrollen vom Gate zum Lounge-Fahrstuhl folgte, sah er sich kein einziges Mal um, ob ich noch hinter ihm war. Bereute er es schon, mich ins Land der Reichen und Schönen eingeladen zu haben? Hoffentlich hatte ich nicht zu begierig gewirkt, als ich seine Einladung angenommen hatte.

Am Fahrstuhl verhielt er sich aber wieder ganz normal oder zumindest so wie am Gate, er schien sich zu freuen über unser zufälliges Treffen und über die Aussicht, nach so langer Zeit mal wieder Neuigkeiten auszutauschen, obwohl ich eigentlich gar nicht wusste, welche Neuigkeiten das sein sollten.

Er wirkte auf mich wie einer dieser Menschen, die einfach nicht gern allein waren. Wenn ich genauer hingesehen hätte oder geahnt hätte, was kommen würde, hätte ich in seinem Blick vielleicht einen Anflug von Verzweiflung entdeckt. Aber wer weiß. Vielleicht war da auch nichts, noch nicht.

Am Marmorschalter vor der Lounge nahm ein beflissener junger Mann die Zugangspässe in Empfang, wies uns hinein und teilte uns mit, dass sie uns Bescheid geben würden, wenn es Zeit war, zum Gate zu gehen. Jeff entdeckte einen niedrigen Tisch mit zwei freien Sesseln am Fenster und lud mich ein, Platz zu nehmen, als wäre er mein Gastgeber. Die Sessel waren aus echtem Leder und der Tisch aus echtem Holz. Er bot an, zwei Bier zu holen. Ich hatte seit acht Jahren keinen Alkohol getrunken, aber ich sagte ihm, es würde mir nichts ausmachen, wenn er etwas trinken wollte. Er ging zur Bar,

seine Taschen ließ er stehen. Selbst hier im exklusiven Allerheiligsten des Flughafens kam mir beim Anblick der unbeaufsichtigten Gepäckstücke der Gedanke an Schmuggelware oder eine Bombe. Schnell verdrängte ich ihn wieder. Das ist seit jeher mein Mantra auf Flugreisen: Nicht nachdenken. Sobald man einen Flughafen betritt, ist man einer komplizierten und unergründlichen Maschinerie ausgeliefert, deren einziger Zweck es ist, einen von A nach B zu bringen. Einfach nicht nachdenken und es über sich ergehen lassen.

Mit zwei Bierflaschen in der Hand kehrte Jeff zurück. Eine davon stellte er vor mir auf den Tisch und verkündete, er habe eine alkoholfreie Sorte bekommen, er wisse zwar nicht, ob ich das trinke, aber er habe gedacht, es sei doch feierlicher - diesen Ausdruck benutzte er tatsächlich -, wenn wir bei einem Bier, sei es nun mit oder ohne Alkohol, darüber plauderten, was es Neues gab, wie in alten Zeiten. Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass wir jemals zusammen etwas getrunken hatten, aber ich ließ es so stehen. Wir stießen an und tranken einen Schluck, dann wanderten unsere Blicke nach draußen zu den Flugzeugen.

»Das Wunder des Reisens«, bemerkte er. »Man schläft irgendwo ein und wacht auf der anderen Seite der Welt wieder auf.«

»Ich kann im Flugzeug nicht schlafen«, sagte ich.

»Eine Bekannte von mir«, erzählte er, »die Freundin einer Freundin, sozusagen, hat furchtbare Flugangst, aber wegen familiärer Verpflichtungen muss sie viel und oft reisen. Fliegt nur im Privatjet, sie ist sehr wohlhabend. Und weißt du, was sie macht? Sie holt sich einen Anästhesisten nach Hause, der sie in ihrem Bett in Narkose versetzt. Dann fährt er mit ihr zum Flughafen, begleitet

sie, während sie noch bewusstlos ist, an ihr Reiseziel, bringt sie dort in ihre Unterkunft, ob Hotel oder eines ihrer eigenen Häuser, und holt sie wieder aus der Narkose. Sie schläft wortwörtlich an einem Ort ein und wacht an einem anderen wieder auf.«

»Das sollte mal jemand für uns in der Economy machen«, meinte ich. »Dann würden sie viel mehr Leute in den Flieger kriegen. Wie die Sardinien.«

Jeff nippte an seinem Bier.

»Bist du geschäftlich in Frankfurt?«, fragte er mit einem kurzen Blick auf meine ausgelatschten Turnschuhe.

»Berlin«, erwiderte ich. »Da sitzt mein Verleger.«

Ich verschwieg, dass ich auf eigene Kosten reiste in der Hoffnung, aus der Bezeichnung »Kultautor« Kapital zu schlagen, mit der eine Zeitschrift in Deutschland mich titulierte hatte. Und dass ich mich außerdem auf eine dringend benötigte Auszeit von Familienpflichten freute, um endlich mal eine Woche lang befreit von Fahrdiensten und Wochenendeinkäufen so zu leben, wie Autoren in der Vorstellung ihrer Leser rund um die Uhr lebten.

»Ich kann mir nicht vorstellen, ein Buch zu schreiben«, sagte Jeff.

»Ich auch nicht.«

Ich sagte das oft, und es war wirklich ernst gemeint, aber es wurde immer als Ausdruck falscher Bescheidenheit aufgefasst.

Jeff lachte leise. Dann wurde er ernst, und ich rechnete schon mit der Frage, ob er von einem meiner Bücher gehört haben müsse. Aber stattdessen wollte er wissen, ob ich jemals in Narkose versetzt worden war.

»In der Highschool habe ich die Mandeln rausgekriegt.«

»Hattest du Angst, nicht wieder aufzuwachen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Auf die Idee bin ich gar nicht gekommen. Aber inzwischen wäre ich da nicht mehr so entspannt.«

»Du hast Kinder.«

»Zwei.«

»Damit ist alles anders, oder?«

Er war vor Kurzem operiert worden, nichts Schlimmes, zumindest nichts Lebensbedrohliches, aber er hatte fürchterliche Angst gehabt, vielleicht nicht wieder aufzuwachen. So was kam ja durchaus vor. Äußerst selten zwar, aber trotzdem war er den Gedanken nicht losgeworden, wie schrecklich es für seine Kinder – er hatte ebenfalls zwei – und seine Frau wäre, wenn er nicht mehr aufwachen würde. Die ganze Sache hatte ihn ziemlich aus dem Gleichgewicht gebracht.

»Der Schlaf ist der Bruder des Todes«, sagte ich.

Draußen setzte ein Jumbo zur Landung an, aber er war zu hoch und zu schnell und würde über die Landebahn hinausschießen, so sah es für mich zumindest aus und für Jeff vielleicht auch, denn er konnte die Augen genauso wenig abwenden wie ich, aber dann landete der Jumbo ganz normal, bremste scharf ab und rollte wie jeder andere Flieger zum Taxiway. Die ganze Aktivität vor den Fenstern – die herumflitzenden kleinen Autos, die Bodenlotsen, die mit ihren orangen Leuchtstäben die Flugzeuge einwiesen, die Hubwagen der Cateringfirmen, aus denen die wartenden Flieger mit Essen und Getränken beladen wurden, die ausfahrenden Fluggastbrücken, die Gepäckwagen, die mit ihren Anhängern über den Asphalt ratterten – all das wimmelte unter den grauen Wolken wie auf einem Gemälde von Hieronymus Bosch.

Während ich aus dem Fenster gesehen hatte, war ihm ein Gedanke gekommen.

»Nach meiner Operation«, sagte er, »als ich noch völlig benebelt im Aufwachraum lag, war ich gar nicht so erleichtert, wie ich erwartet hatte – das kam erst später, als ich meine Familie wiedergesehen habe. Stattdessen konnte ich nur daran denken, dass ich ein Stück Zeit verloren hatte. Wie im Schlaf, nur dass man beim Schlafen genau da aufwacht, wo man auch eingeschlafen ist. Ich hatte das Gefühl, mit mir wäre ohne mein Wissen irgendetwas gemacht worden, was natürlich auch stimmte, und ich fand den Gedanken unheimlich, dass ich nicht mehr derselbe Mensch war wie derjenige, der vor der OP eingeschlafen war. Es war Zeit vergangen, und ein Teil meines Körpers war herausoperiert worden. An meinem Bein hatten sie ein viereckiges Stück Haut rasiert für so eine Strom ausleitende Elektrode, aber ansonsten war ich ganz offensichtlich noch ich selbst. Vielleicht war es auch nur eine Nebenwirkung der Medikamente, aber ich wurde das Gefühl nicht los, als Ersatz für mein altes Ich neu auf die Welt gekommen zu sein. Wie gesagt, mit der Zeit ist das Gefühl wieder vergangen, aber es war wirklich nicht angenehm.«

»Wie eine Nahtoderfahrung?«, fragte ich.

»Witzig, dass du das sagst«, erwiderte Jeff, als hätte er nicht gerade selbst die Unterhaltung in diese Richtung gelenkt. »Ich habe so was mal aus nächster Nähe erlebt. Es war gar nicht lange nach dem College, ein Jahr später ungefähr. Da habe ich völlig ungeplant und unvermutet einem Mann das Leben gerettet.«

Ich fragte mich, warum er so betonte, dass es »ungeplant und unvermutet« war, wo man davon doch eigentlich

ausgehen würde.

»Was ist passiert?«, fragte ich.

»Ich hole lieber erst noch ein Bier.«

»Nein, nein«, sagte ich. »Die nächsten übernehme ich.«

»Die Getränke sind kostenlos.«

»Dann lass sie mich wenigstens holen.«

Er ließ sich wieder in seinen Sessel fallen.

Ich stand auf und ging zur Bar, vorbei an all den unterschiedlichen Reisenden, von Geschäftsleuten bis zu steinreichen Hipstern, von denen sich viele in fremden Sprachen unterhielten. Sie waren gar nicht so anders als ihre Pendants in der unteren Etage, außer dass sie nicht aussahen, als würden sie gerade ein Martyrium erleiden. Ich bestellte meine zwei Bier beim mürrischen Barkeeper. Es war noch nicht mal Mittag. Als ich zum Tisch zurückkehrte und Jeff die Flasche reichte, hob er sie wieder zum Anstoßen.

»Dass wir uns getroffen haben, ist eine glückliche Fügung«, sagte er. »Schließlich hast du mich schon ganz am Anfang gekannt.«

»Am Anfang?«, fragte ich.

»Das Filmseminar«, sagte er, »bei dem Professor aus Nigeria.«

»Äthiopien«, erwiderte ich.

Jeff sah mich zweifelnd an. »Sicher?«

»Wir haben einen nigerianischen Film gesehen, aber der Prof war hundertprozentig aus Äthiopien.«

Jeff schwieg einen Moment.

Dann sagte er: »All die Jahre habe ich gedacht, er wäre aus Nigeria.«

»Ändert die ganze Geschichte.«

Er sah, dass ich grinste.

»Okay«, meinte er. »Wir waren also in dem Filmseminar. Du und ich und meine Freundin Genevieve, die immer nur G genannt wurde. Erinnerst du dich an G?«

Tat ich nicht.

»Sie war auch nicht besonders bemerkenswert«, sagte er und lehnte sich zurück wie jemand, der es gewohnt war, dass man ihm zuhörte. »Nicht, dass mir das damals bewusst gewesen wäre. Von fast schon tragischer Spießigkeit. Sie hat Film im Hauptfach studiert, und sie war mit Abstand das größte Talent in ihrem Jahrgang. Ihre Arbeiten waren erstklassig, auf Profi-Niveau, so schien es mir damals zumindest. Aber nicht nur mir. Ihre Professoren schwärmten von allem, was sie machte, redeten von Graduate School, prophezeiten ihr eine glänzende Karriere, wenn sie vor harter Arbeit nicht zurückschreckte, und so weiter. Aber dann geht bei der Preisverleihung für die Abschlussfilme der erste Preis an jemand anderen, einen Typen, was schon schlimm genug ist,

aber zu allem Übel war sein Film auch noch absoluter Mist.«

»Wie ätzend«, sagte ich.

»Ja, ich hatte damit gerechnet, dass G gegen die Entscheidung Einspruch einlegt, zumindest hinter verschlossenen Türen, denn sie war ein starker Charakter, ehrgeizig. Aber stattdessen meinte sie, die Juroren hätten nur bestätigt, was sie schon immer gewusst hatte – sie besaß vielleicht eine handwerkliche Begabung, aber ihre Arbeiten waren blutleer. Ich hielt das für eine groteske Verzerrung. Ihre Filme waren nicht blutleer, sie hatten das Publikum berührt. Aber sie ließ sich nicht umstimmen. Wenn sie sich einmal festgelegt hatte, konnte man nichts mehr machen. So war sie einfach.

Nach dem Studium ist sie bei einer dieser Talent-Agenturen gelandet – sie wollte die Branche von innen kennenlernen. Es war ein irrsinniger Job mit irrsinnigen Arbeitszeiten, aber sie hat es geliebt. Ich hatte inzwischen bei einem Start-up angefangen, das einen Internet-Stadtführer verlegt hat, so eine Art kuratierte Gelbe Seiten, zu der Zeit wurden die Inhalte der Suchmaschinen ja noch von Redakteuren sortiert und zusammengestellt. Was dazu führte, dass meine Tage unstrukturiert waren und ich viel durch die Gegend zog, während sie an ihren Schreibtisch und ihr Telefon gefesselt war. Das hat mich irgendwie nervös gemacht, diese Unausgeglichenheit, obwohl ich das damals gar nicht richtig in Worte fassen konnte, aber jedenfalls – erstaunlich, was für eine Dynamik so was plötzlich entwickelt – bei der zweiten Hochzeit ihres Vaters hab ich mich mit Champagner vollllaufen lassen und ihr einen Heiratsantrag gemacht. Gar nicht so sehr, weil ich verheiratet sein wollte, glaube ich, sondern einfach, weil

ich Angst hatte, wir würden uns auseinanderleben. Immerhin, das muss ich ihr zugutehalten, sie hat nicht Nein gesagt. Sie hat nur gelacht und mich geküsst. Aber als wir wieder in Los Angeles waren, stand ihre Entscheidung schon fest. Sie sah keine Zukunft für uns. Und ihrer Meinung nach hatte es dann auch keinen Sinn, die Trennung noch rauszuzögern. Hat uns beiden das Herz gebrochen. Ich hatte gedacht, wir könnten den Liebeskummer abwenden, indem wir einfach beschlossen zusammenzubleiben, aber wie gesagt, sie hatte eine starke Persönlichkeit.«

»Autsch«, sagte ich.

»Sie hatte natürlich recht.«

»Trotzdem«, sagte ich.

»Ich habe sie geliebt; das heißt, ich habe meine Vorstellung von ihr geliebt. Erst eine Weile nach der Trennung habe ich verstanden, dass die *Vorstellung*, die ich von ihr hatte, ihr wahres Wesen überlagert hat.«

Er nahm einen großen Schluck Bier.

»Nach der Trennung war ich todunglücklich, ich hatte kein Geld und keine Freunde. Ich habe in den Canyons gewohnt, wo ich für einen Schauspieler das Haus gehütet habe. Na ja, eigentlich für einen Schauspieler, der für einen anderen Schauspieler das Haus gehütet hat. In meinem Leben herrschte tote Hose.«

»Kommt mir bekannt vor«, sagte ich.

»Gott, ist das lange her.«

Eines Morgens, erzählte er, wachte er vom Geräusch der Luft auf, die aus Gs Nase pfiff, aber dann stellte er fest, dass das Pfeifen aus seiner eigenen verstopften Nase kam und er allein war.

Seit der Trennung dachte Jeff oft mit Wehmut an Dinge zurück, an die er früher, als sie noch zusammen gewesen waren, keinen Gedanken verschwendet hatte. So auch an das leise Pfeifen, dass G manchmal im Tiefschlaf machte. Mit der Erinnerung an dieses regelmäßige nächtliche Geräusch kehrte eine zärtliche Liebe für sie zurück, wie die Liebe zu einem kleinen, wehrlosen Tier, denn es kündete von einer Verletzlichkeit, die G in wachem Zustand verbarg, vielleicht weil sie so klein war, gerade mal eins sechzig, und kaum fünfundvierzig Kilo wog. Ihr Atem, der durch einen winzigen Spalt in den Nebenhöhlen oder der Nasenscheidewand oder durch die Nase selbst strich, sang ein Lied von Schutzlosigkeit, von einer Kindlichkeit, die sie ihn sonst nur selten sehen ließ. Die Nase, aus der dieses Lied erklang, war wunderbar gewölbt und ein wenig zu groß, was aber von Sommersprossen auf beiden Wangen ausgeglichen wurde (ihm ging erst später auf, dass sie bestimmt oft wie ein Kind behandelt worden war), und diese Nase wurde für ihn zu etwas ganz Besonderem, weil sie Gs zarte Schönheit, zu der sie eigentlich nicht passte, nur umso mehr unterstrich.

Er überlegte, ob er wieder ins Bett gehen sollte. In diesem Bett, im Bett des Schauspielers, hatten G und er sich Babynamen überlegt, alberne Namen, immer im Bewusstsein, dass das natürlich vermessen war, was hoffentlich einen gewissen Schutz darstellte. In diesem Bett, in diesem Haus

hatten sie erwachsen gespielt, hatten so getan, als hätten sie es selbst eingerichtet und die Kunstwerke an den Wänden auf unfassbar teuren Reisen in ferne Länder gekauft. Das Entengemälde auf der Rambla in Barcelona, den Kelim von einem Mann mit zitterigen Händen in Istanbul. Er gab vor, nicht mehr zu wissen, woher das Geschirr stammte, und sie dachte sich eine passende Geschichte aus. Mit der Erfindung einer glamourösen Vergangenheit malten sie sich zugleich eine glorreiche Zukunft aus. Jetzt aber wirkte das alles falsch, in jeder Ecke des Hauses erinnerte ihn etwas an vergangene Situationen und verwehte Träume, von denen die ehemals heitersten und spielerischsten nun die bedrückendsten waren.

Er musste raus. Er zog sich an, stieg in seinen alten Volvo und fuhr nach Westen in Richtung Santa Monica.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Von der Steilküste sah der Strand wie ein dunkelgrauer Streifen aus, das Meer schwarz. Im Dunkeln überquerte er die Fußgängerbrücke über den Pacific Coast Highway, von einem Lichtkegel zum nächsten. Der Strandparkplatz war ausgestorben, nur ein einzelner Radfahrer sauste vorbei und jagte dem goldgelben Strahl der Lampe an seinem Lenker hinterher. Der Himmel war von einem tiefen Braunschwarz, niedrige Wolken reflektierten die Lichter der Stadt. In einiger Entfernung erhob sich ein kleiner Hügel auf dem Sand, entweder ein kuschelndes Pärchen oder ein schlafender Obdachloser.

Schon jetzt ließ der Anblick des unendlichen Ozeans seine Probleme kleiner wirken und schuf eine Verbindung zwischen ihm und den elementaren, ewigen Dingen.

Er zog Schuhe und Strümpfe aus, und als er barfuß auf

den kalten Sand trat, empfand er ein Gefühl der Freiheit angesichts seiner eigenen Bedeutungslosigkeit, ebenso aber - weil er allein war, weil es dunkel war, weil die ganze Stadt hinter ihm schlief - fühlte er sich wie eine Art lokale Gottheit, die unter einem gleichermaßen unsichtbar wie allmächtig machenden Umhang den Blick über ihr Reich schweifen ließ.

Er setzte sich nah ans Meer, auf den trockenen Sand eben oberhalb der Wasserlinie, und die Kälte zog ihm in den Hosenboden. Der weite Horizont schnitt die Aussicht entzwei, das Entfernteste, was man auf dieser Erde sehen konnte. Er stellte sich vor, dort draußen ausgesetzt zu werden, auf halben Wege nach Japan, und Wasser zu treten, bis die Erschöpfung ihn übermannte. Er wusste damals nicht, dass es bis zu dieser scheinbar unendlich weit entfernten Linie keine zwei Seemeilen waren. Und genauso deutlich verschätzte er sich, was das Ausmaß seines Liebeskummers anging. In der Beziehung mit G hatte er das Gefühl gehabt, dass sich etwas entwickelte, dass er sich eine Zukunft aufbaute, und jetzt musste er plötzlich wieder von vorne anfangen. So absurd es ihm später auch erschien - er war nicht mal mehr in der Lage, sich die Intensität dieses Gefühls in Erinnerung zu rufen -, die Leerstelle, die G in seinem Leben hinterlassen hatte, war beständig und allgegenwärtig, der erste Gedanke nach dem Aufwachen und der letzte vor dem Einschlafen.

Hinter ihm begann es zu schimmern und zu glühen, fiat lux, und langsam traten Meer und Himmel aus dem Nichts hervor. Ein neuer Tag begann. Pelikane flogen dicht über dem Wasser. Draußen in der Fahrrinne tauchte der schemenhafte Umriss eines Schiffes auf. In der Nähe zankten sich ein paar Möwen um ein Stück Zellophan. Wellen rollten heran, brachen

aber erst am Strand, weitgereiste Wogen eines Sturms, der das Wasser am anderen Ende des Ozeans in Aufruhr versetzt hatte, Bewegung und Energie, die von einem Molekül zum nächsten weitergegeben wurde wie ein Staffelstab, nur um nach diesem langen Weg im Sand zu verlaufen.

Nur auf der Durchreise, sagte eine Stimme in Jeffs Kopf, Quelle unbekannt, wahrscheinlich ein Autoaufkleber. So was passierte ihm manchmal – aus heiterem Himmel tauchte eine Stimme oder ein Song in seinen Gedanken auf und kommentierte, was gerade geschah, als hätte er nicht nur ein Bewusstsein, sondern mehrere, und als wäre sein Verstand eher eine Art Orchesterdirigent als der Urheber seiner eigenen Gedanken.

Aus dem Augenwinkel erspähte er einen dunklen Umriss auf der Wasseroberfläche. Gerade eben war der noch nicht dagewesen, da war er war ziemlich sicher. Ein Büschel Seetang? Nein, ein Schwimmer, der auf den Strand zuhielt, er schlug mit dem Arm aufs Wasser, dann ließ er sich treiben, als betrachtete er den Meeresboden, wie ein Schnorchler ohne Schnorchel, aber nein, das war es nicht. Die Gestalt trieb ohne Muskelspannung in der Dünung, und Jeff hatte den Eindruck, dass etwas nicht stimmte. Er stand auf und wartete, dass die Gestalt wieder den Arm hob oder den Kopf zur Seite drehte, um Luft zu holen, aber es geschah nichts. Er wollte einem der Rettungsschwimmer Bescheid sagen, aber die Wachtürme waren noch geschlossen. Am gesamten Strand war niemand zu sehen außer einer einsamen Joggerin, die viel zu weit entfernt war.

Noch nie in seinem Leben war er mit einer Situation wie dieser konfrontiert gewesen, in der er mit absoluter Sicherheit wusste, dass er dieses Problem jetzt ganz allein

zu lösen hatte. Er wünschte sich, der Gott, an den er nicht glaubte, möge eingreifen oder irgendjemand, der vielleicht wusste, was zu tun war, oder wenigstens jemand, der genauso hilflos und panisch war wie er selbst, damit sie es zumindest gemeinsam angehen konnten. Es war einer dieser schicksalhaften Momente, an die man sich später nicht mit einem erleichterten Lachen, sondern mit einem Schaudern erinnerte, denn obwohl er wusste, dass er keine Wahl hatte und dass jeder an seiner Stelle dasselbe getan hätte, musste er sich eingestehen, dass es ein Test war, schließlich hätte er genauso gut aufgeben, verzweifeln, einfach weggehen können, er hätte leicht so tun können, als hätte er nichts gesehen, er hätte sich aus der Situation wegdenken können, sich einreden können, er wäre nicht dagewesen, wäre einen Moment zu früh gegangen oder zu spät gekommen, und dann wäre er nicht in diese missliche Lage geraten, sondern hätte das Ereignis knapp verpasst, und es hätte sich ungestört und ohne Zeugen so abgespielt, wie die Natur es vorgesehen hatte.

Ich wandte ein, dass man das Eingreifen in eine Situation genauso gut als Schicksal interpretieren konnte, dass der natürliche Lauf der Dinge alle möglichen Einmischungen beinhalten konnte, da wir ja selbst ein untrennbarer Bestandteil der Natur waren.

Darüber dachte er einen Moment nach, setzte zu einer Antwort an – und nahm dann doch nur einen weiteren Schluck Bier.

Das Wasser war so kalt, fuhr er fort, nachdem er sein Bier geleert und ein neues geholt hatte, dass es ihm den Atem verschlug. Er hatte das Gefühl, nicht genug Luft in die Lunge zu bekommen. Trotzdem hastete er in Unterhose und T-Shirt durchs flache Wasser auf die Gestalt zu, dann schwamm er, und die ganze Zeit dachte er, dass es idiotisch war, dass es dem Mann wahrscheinlich gut ging und er jeden Moment den Kopf heben würde, sodass das Ganze bis an Jeffs Lebensende als peinliche Geschichte über seine Neigung zu voreiligen Schlüssen und überhasteten Aktionen in Erinnerung bleiben würde. Gleichzeitig rotierte ein anderer Gedanke in seinem Kopf, ebenso eindringlich und klar, nämlich dass dieser Mann schon längst tot war und hier eine Leiche ans Ufer trieb. Aber hatte er nicht gesehen, wie der Mann den Arm gehoben und ins Wasser getaucht hatte?

Die Kälte schnitt ihm in Hände und Füße, und obwohl er den Kopf oben hielt, schmeckte er bei jedem Schwimmszug Salzwasser. Als er den dahintreibenden Körper erreicht hatte, zögerte er, ihn zu berühren. Was, wenn er sich plötzlich an ihn klammerte und ihn mit letzter Kraft unter Wasser zog, wie Ertrinkende es angeblich taten?

Doch dann fasste er sich ein Herz, packte den Mann an der Schulter und versuchte, ihn auf den Rücken zu drehen, aber da er mit den Füßen nicht mehr auf den Grund kam, hatte er nicht genug Hebelkraft. Also griff er nach der Hand des Mannes, zog ihn hinter sich her und schwamm ungelenk mit einem Arm die kurze Strecke zurück zum Strand, den er schon mit den Blicken nach möglichen Helfern absuchte. In der Brandung tauchte er unter und schob den leblosen Körper von

unten mit dem Schwung einer Welle auf den Sand. Der Mann rollte ein Stückchen und blieb auf dem Rücken liegen, Arme und Beine merkwürdig angewinkelt, als wäre er aus großer Höhe gefallen.

Jeff betrachtete ihn. Ein Mann mittleren Alters in einem Neoprenanzug und mit getöner Schwimmbille, die Haut bläulich, die Lippen violett. Er hatte ihn sich sowohl als Mann als auch als Leiche vorgestellt, aber jetzt war die Gestalt auf dem Sand eindeutig ein Mensch, ein Mann. Er schien nicht zu atmen, und Jeff hatte keine Ahnung, wie man den Puls maß. Er traute sich nicht, die Schwimmbille abzunehmen, aus Angst vor einem leblosen Blick aus offenen Augen.

Er zerrte den Mann weiter den Strand hinauf, und das Wasser überspülte die Spur, die er im Sand hinterließ. Die Joggerin war inzwischen näher gekommen, aber noch nicht bei ihnen. Das nächste Telefon war am Parkplatz. Könnte ihm jemand einen Vorwurf machen, wenn er hinlief und den Notruf wählte?

Er kannte Wiederbelebensmaßnahmen aus dem Fernsehen, aber wie eine Herzdruckmassage wirklich ausgeführt wurde, wusste er nicht. Er legte dem Mann die Hände auf die Brust, streckte die Arme durch und begann in kurzen Abständen zu drücken. Das Brustbein fühlte sich an wie eine gefederte Platte. Aus dem schlaffen Mundwinkel des Mannes rann Wasser. Jeff zählte beim Drücken, was aber sinnlos war, da er sowieso keine Ahnung hatte, wann er aufhören sollte. Aber was danach kam, wusste er, und er zögerte keinen Moment. Die Lippen des Mannes waren kalt, seine Bartstoppeln kratzten. Als Jeff ihm Luft in den Mund blies, spritzte Wasser auf seine Wangen. Er hatte vergessen, ihm die Nase zuzuhalten.

Der Brustkorb hob und senkte sich mit der Beatmung, aber nicht anders als ein Blasebalg. Die Haut wurde nicht weniger blau. Ekel stieg in ihm auf bei dem Gedanken, dass er diesen Mann nicht mehr retten konnte, was bedeutete, dass er nicht einen ohnmächtigen Menschen beatmete, sondern eine Leiche.

Die Joggerin erschien und blieb in ein paar Metern Entfernung wie erstarrt stehen. Er schrie ihr zu, sie solle Hilfe holen, und sie rannte los in Richtung Highway.

Jetzt drückte er wieder auf den Brustkorb. Unter seinem Handballen knackte etwas, und bei jedem weiteren Stoß spürte er den gebrochenen Knochen.

Große Mengen schaumigen Salzwassers flossen dem Mann aus dem Mund. Niemand hätte Jeff einen Vorwurf gemacht, wenn er aufgegeben hätte. Er kämpfte mit dem Brechreiz, aber er wischte den Schaum mit dem Handrücken weg und beatmete den Mann noch einmal. Dann wieder der Brustkorb, drücken, drücken, und bloß nicht daran denken, wie unter seinen Händen Knochen auf Knochen rieb.

Keine zwei Meter entfernt stand eine Möwe auf dem Sand und beobachtete ihn, das Auge schwarz wie ein nasser Samen.

Jeff versuchte sich vorzustellen, er wäre eine Maschine, die in einem ununterbrochenen Zyklus von beatmen und drücken die Arbeit von Herz und Lunge dieses Mannes übernommen hatte. Weiter und immer weiter. Er fragte sich, wann er wohl aufhören durfte.

Aber aufzuhören würde bedeuten, dass er den Mann aufgab. Das konnte er nicht tun. So war er nicht. Es musste jemand kommen und hier übernehmen, jemand, der sich auskannte, der feststellen konnte, dass der Mann nicht mehr zu retten war, und die Verantwortung dafür übernahm, dass

man aufgab. Wann würde diese Person erscheinen? Jeff war am Ende seiner Kräfte, aber er sah keine andere Möglichkeit, er drückte und beatmete weiter.

Plötzlich verkrampfte sich der Körper des Mannes. Er rang nach Luft und hustete, wie Jeff es noch nie im Leben gehört hatte, rau und schleimig zugleich. Dann rollte er sich von Jeff weg, übergab sich auf den Sand, stöhnte, riss sich die Schwimmbrille vom Kopf und übergab sich noch einmal.

Jeff saß wie gelähmt, erschöpft und erschrocken, und fragte sich, was er jetzt tun sollte. Das Blut rauschte ihm in den Ohren. Sein Magen zog sich zusammen. Er begann zu zittern.

Schaulustige tauchten auf. Hatten sie die Szene schon von Weitem beobachtet? Einer fragte, ob mit dem Mann alles in Ordnung war. Jeff antwortete nicht. Er wusste nicht mal, ob die Frage an ihn gerichtet war.

Dann erschien mit blinkenden Lichtern der Pick-up der Rettungsschwimmer. Ein alter Haudegen stieg aus, rote Jacke, rote Shorts, rotes Gesicht mit weißem Schnurrbart. Er bewegte sich mit der Gelassenheit eines Steppenlöwen, kniete sich neben den Mann auf den Sand und stellte ihm Fragen: Wie hieß er? Wusste er, wo er sich befand? Und welcher Wochentag heute war? Jeff konnte die gemurmelten Antworten nicht verstehen. Dann wickelte der Rettungsschwimmer den Verunglückten in eine graue Wolldecke. Jetzt rückten auch noch zwei Sanitäter mit Wraparound-Sonnenbrillen an, sie stapften mit orangen Erste-Hilfe-Koffern über den Sand, der Krankenwagen wartete hinter ihnen auf dem Parkplatz. Endlich war Hilfe eingetroffen.

Stöhnend vor Schmerzen versuchte der Verunglückte sich

aufzusetzen, aber die Sanitäter legten ihn wieder auf den Rücken und setzten ihm eine Sauerstoffmaske auf.

Jeff bat um eine Decke, und es dauerte einen Moment, bis der Rettungsschwimmer verstand, dass der langhaarige junge Mann, der da in T-Shirt und Boxershorts vor ihm stand, mit der Sache zu tun hatte und völlig durchnässt und unterkühlt war. Er holte noch eine Decke aus dem Pick-up und warf sie Jeff zu. Jeff legte sie sich eng um die Schultern. Dann nahm der Rettungsschwimmer ihn beiseite, und Jeff beantwortete seine Fragen. Dennis – so stand es auf dem Namensschild, aber ob das sein Vor- oder Nachname war, hatte Jeff nie erfahren – bat ihn zu beschreiben, was passiert war. Jetzt erst sah Jeff, dass Dennis' Schnurrbart nicht komplett weiß war, sondern noch ein paar blonde Strähnen hatte. Während Jeff berichtete, was geschehen war, wurden Dennis' zusammengekniffene Augen immer größer, seine Krähenfüße glätteten sich und kleine Linien hellerer Haut, an die sonst kein Sonnenlicht gelangte, kamen zum Vorschein. Anschließend meinte Dennis, der Verunglückte habe großes Glück gehabt, dass Jeff am Strand gewesen war. Sonst wäre das hier ein ganz anderer Einsatz geworden, sagte er, als ginge es hauptsächlich darum, wie sein Arbeitstag sich gestaltete.

Der Verunglückte griff sich an den Brustkorb und stöhnte noch einmal. Dennis ging zum Pick-up und zog eine hölzerne Trage mit Gurten heraus. Dann band er mit den Sanitätern den Mann darauf fest.

Zum ersten Mal wandte der Verunglückte Jeff den Blick zu. Mit der Sauerstoffmaske im Gesicht war er das genaue Gegenteil des Mannes, den Jeff aus dem Wasser gezogen hatte – Mund und Nase waren jetzt bedeckt und die Augen frei,

wobei ein Augenlid ein wenig herunterhing, ob angeboren oder durch den Schock war nicht zu sagen. Seine Augen waren hell, blau oder grün, und schienen zusammen mit der gerunzelten Stirn Verwunderung auszudrücken. Er hob den Arm ein paar Zentimeter, als wollte er auf Jeff zeigen oder etwas signalisieren, aber einer der Sanitäter führte ihm den Arm wieder nach unten und band ihn fest.

Ich habe Ihnen das Leben gerettet, hätte Jeff gerne gesagt. Aber das auszusprechen wäre, wenn überhaupt, Sache des Verunglückten gewesen.

Immer mehr Schaulustige drängten heran, und einige von ihnen stellten sich, um näher dran zu sein, vor Jeff. Dennis und die Sanitäter luden den Verunglückten auf die Ladefläche des Pick-ups. Mit offener Heckklappe und einem Sanitäter auf jeder Seite rollte der Wagen langsam zum Strandparkplatz.

Die Schaulustigen zerstreuten sich, und Jeff war wieder allein. Er sammelte seine Hose, Strümpfe und Schuhe ein – die Spur der Panik, die er auf dem Weg ins Wasser hinterlassen hatte. Dann schälte er sich aus dem klitschnassen T-Shirt, zog unter der Decke auch die Unterhose aus und schlüpfte in seine trockene Hose.

Mit heulendem Martinshorn fuhr der Krankenwagen vom Strandparkplatz, und der Pick-up der Rettungsschwimmer wendete. In der Erwartung, dass er zu ihm zurückkommen würde, blieb Jeff stehen, aber der Wagen war nur kurz auf ihn zugefahren und entfernte sich nach Süden in Richtung Pier. Vielleicht hatte Dennis nicht gesehen, dass er noch am Strand stand, oder er war zu einem anderen Notfall gerufen worden.

Jeff hob seine Schuhe, das T-Shirt und die Unterhose auf und trottete über den Sand zur gewundenen Rampe der

Fußgängerbrücke. Jogger und Spaziergänger machten einen weiten Bogen um ihn. Niemand sah ihm in die Augen. Mit der rauen Wolldecke um die Schultern, barfuß, mit zerzausten langen Haaren und nacktem Oberkörper musste er ausgesehen haben wie einer der üblichen Pechvögel, die ziellos in diesem so genannten Paradies umherstreunten.

»Ein Held«, sagte ich.

Er blickte aus dem Fenster und dann auf seine Fingernägel. »Eher nicht«, meinte er leise, und auf einmal schien ein ganz anderer Mensch vor mir zu sitzen als derjenige, der mir gerade so lebhaft und detailliert von seiner Rettungstat berichtet hatte. Ich spürte, dass er unsicher war, wie er fortfahren sollte – und ob überhaupt.

»Du warst doch bestimmt stolz auf das, was du getan hast«, sagte ich.

Er nahm einen Schluck Bier. »Ich war einfach nur erschöpft. Ich bin zum Haus zurückgefahren und ins Bett gefallen. Hab bis nachmittags geschlafen. Dann erst kam mir die Idee, jemanden anzurufen. Mein erster Gedanke war G, aber wir hatten uns nach zu vielen betrunkenen Nachttelefonaten ein Kommunikationsverbot auferlegt. Dylan, der Schauspielerfreund, dessen Haushüter-Job ich übernommen hatte, war bei einem Dreh in Vancouver. Meine anderen Kumpels aus dem College, Emilio und Mark – erinnerst du dich an die?«

Tat ich nicht.

»Die waren nach dem Studium nach South Bay gezogen, und wegen der Sache mit G war der Kontakt eingeschlafen, klassischer Fall von frisch verliebt, Freunde vergessen. Klar, ich hätte sie anrufen können, sie hätten mich sofort wieder aufgenommen, aber ich wusste schon, wie sie auf meine Geschichte reagiert hätten – mit Glückwünschen und einer Runde Drinks. Wahrscheinlich hätten sie mich in der Bar direkt zu irgendeiner Frau geschleift und ihr erzählt, dass ich jemandem das Leben gerettet hatte.«

»Und das wolltest du nicht«, sagte ich.

Jeff trank sein Bier aus und stellte die Flasche mit etwas zu viel Schwung ab.

Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, ich wollte mich nicht feiern lassen.«

»Aber du hattest etwas Außerordentliches geleistet.«

»Ja, so hätten sie das wohl gesehen.«

»Und du?«

»Für mich war es nicht anders, als wenn man mir eine Knarre an den Kopf gehalten hätte. Ich habe aus purem Instinkt gehandelt, oder zumindest aus Angst, was passieren würde, wenn ich nichts tue. Ich habe mir nicht gewünscht, in so eine Situation zu kommen. Im Gegenteil, ich fand es fürchterlich. Ich wollte diese Bilder nicht im Kopf haben, die eiskalten, blauen Lippen, das Knacken der gebrochenen Rippen, und außerdem hatte ich ja keine Ahnung, ob der Typ es geschafft hatte, vielleicht war er ja auch im Krankenhaus an dem gestorben, was immer ihm da beim Schwimmen passiert war.«

»Um ehrlich zu sein, wenn du mich angerufen hättest, ich hätte dir bestimmt auch einen Drink ausgegeben.«

»Das verstehe ich ja. Aber dann hätte ich das Gefühl gehabt, einen Deckel draufzumachen.«

»Du warst traumatisiert.«

Er senkte den Blick und wirkte einen Moment lang nachdenklich. Dann aber setzte er sich aufrecht hin und legte die Arme auf die Sessellehnen, als säße er auf einem elektrischen Stuhl.

»Jedenfalls«, fuhr er fort, »habe ich letzten Endes niemandem davon erzählt.«

»Damals.«

»Jemals.«

Ich musste mich verhöhrt haben.

»Du willst doch wohl nicht sagen, dass ich der Erste bin, dem du davon erzählst?«

Er nickte.

»Du hast diese Geschichte fast zwanzig Jahre lang für dich behalten, und jetzt erzählst du sie mir? Mir? Ach, komm. Du verarschst mich doch.«

Er nahm die Brille ab, rieb sich die Augen, setzte die Brille wieder auf.

»Ich wünschte, es wäre so«, sagte er dann. »Dass du aus heiterem Himmel aufgetaucht bist, muss hier oben irgendwas ausgelöst haben.« Er tippte sich an die Schläfe.

»Angenommen, du meinst das wirklich ernst ...«

»Oh ja.«

»Warum hast du niemandem davon erzählt? So schlimm kann die Vorstellung doch nicht gewesen sein, dass man dich einen Helden nennt.«

»Daran lag es nicht. Es war einfach ... Irgendwann ging es nicht mehr.«

»Wie das?«, wollte ich wissen.

»Ich will dir nicht die Ohren vollquatschen.«

»Tust du nicht.«

»Außerdem«, überlegte er, »bin ich nicht sicher, ob ich das alles erzählen soll.«

Ich lehnte mich zurück und wartete ab, wie er sich entscheiden würde.